

das detaillierte und tief gegliederte Inhaltsverzeichnis nur teilweise ausgedrückt werden kann.

In ihrer beispielhaften Arbeit, welche eine sorgfältige Edition mit kenntnisreicher literatur- und sprachwissenschaftlicher Analyse verbindet, ist es der Verfasserin überzeugend gelungen, ein basales Werk jener in der Vergangenheit oft als inhaltlich marginal und redundant abqualifizierten spiritueller-katechetischer Laienliteratur zu erschließen und zugleich weiterer Forschung zur geistlichen Emanzipation der Laien im Spätmittelalter zugänglich zu machen, die zukünftig an dieser grundlegenden Arbeit nicht vorbeigehen kann.

Ostbevern

Bertram Lesser

*Brachmann, Hansjürgen, Foster, Elzbieta, Kratzke, Christine, Reimann, Heike, Das Zisterzienserkloster Dargun im Stammesgebiet der Zirzipanen.* Ein interdisziplinärer Beitrag zur Erforschung mittelalterlicher Siedlungsprozesse in der *Germanica Slavica* (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas Band 17; Geisteswissenschaftliches Zentrum, Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V., Leipzig) Franz Steiner Verlag Stuttgart 2003, (457 Seiten), ISBN: 3-515-08268-9.

Bereits im Buchtitel werden Zielsetzung und zugleich Abgrenzung der Untersuchung deutlich. Es handelt sich um eine interdisziplinär angelegte siedlungshistorische Arbeit und nicht um eine umfassende Monographie des mecklenburgischen Zisterzienserklosters Dargun. Entsprechend berücksichtigt das Werk die Zeit von der Gründung durch Mönche aus dem Kloster Esrom im Jahre 1172 und der Wiederbesiedlung durch das mecklenburgische Doberan 1209 nach dem Abzug der dänischen Mönche nach Eldena. Der Untersuchungszeitraum endet im ausgehenden 13. Jahrhundert. Die Geschichte von der Aufhebung des Klosters mit der Einführung der Reformation im Jahre 1552, seiner Umwandlung in ein Schloss der Herzöge von Mecklenburg-Güstrow, das bis 1756 bestand, bis zur Gegenwart, wird nur im kunstgeschichtlichen Zusammenhang am Rande erwähnt. Damit ist auch die Art der zugrunde liegenden Quellen festgelegt. Sie konzentrieren sich auf archäologisches Fund- und Befundmaterial, Orts- und Personennamen, Urkunden sowie die kunsthistorische Untersuchung der überkommenen Bausubstanz. Wegen des eingegrenzten Forschungsschwerpunktes wird

nicht recht deutlich, ob es neben der genannten auch eine für geistes- und theologiegeschichtliche Fragen relevante Überlieferung gibt, die nur wegen der speziellen Themenstellung keine Berücksichtigung gefunden hat.

Die Untersuchung beginnt mit einer knappen Einleitung (S. 13–19). Es folgt ein Abschnitt zu Forschungsstand, Quellenlage und Untersuchungsmethoden der beteiligten Disziplinen (S. 23–43). Den eigentlichen Beginn des Buches stellt der Beitrag von Hansjürgen Brachmann, Die Siedlungsentwicklung in slawisch-frühdeutscher Zeit im Spiegel archäologischer Quellen unter Berücksichtigung der urkundlichen Überlieferung (S. 47–97) dar. Die Mitherausgeberinnen haben dem 1998 verstorbenen Wissenschaftler ihr Buch gewidmet. Die Siedlungsgeschichte des Darguner Raumes vor der Ankunft der Mönche stützt sich auf die Auswertung sämtlicher in einer Datenbank erfassten archäologischen Funde und Befunde. Der Verfasser hat, insbesondere auf der Grundlage von datierbaren Keramikfunden, eine kontinuierliche Besiedlung Zirzipaniens vom 7. Jahrhundert an festgestellt, in der alt- und jungslawischen Zeit, an die die Zisterzienser im 12. Jahrhundert anknüpfen konnten. Eine Niederlassung von Zisterziensern im siedlungsfreien Raum, wie sie dem Ordensideal entsprach, ist somit im slawisch besiedelten Osten Deutschlands nicht gegeben.

Der namenkundliche Beitrag von Elzbieta Foster, Die Siedlungsentwicklung in slawisch-frühdeutscher Zeit aus namenkundlicher Sicht (S. 101–191) bestätigt die in der archäologischen Untersuchung Brachmanns gewonnenen Erkenntnisse. Die Bearbeiterin stellt die zeitliche und örtliche Kongruenz der archäologischen Fundstellen mit der Deutung der slawischen Ortsnamen her. Aus der orts- und personennamenkundlichen Untersuchung geht ferner hervor, dass mit der Einführung deutschrechtlicher Verhältnisse durch die Zisterzienser und der Entstehung neuer Orte die slawischen Siedlungen keineswegs aufgegeben, sondern fortgeführt wurden. Das lässt sich insbesondere durch die Häufung von Ortsnamen im Umfeld von Dargun selber erhärten.

Nach den archäologischen und namenkundlichen Beiträgen folgt auf der Grundlage des Urkundenbestandes des Klosters der geschichtliche Part von Heike Reimann, Die Rolle des Klosters Dargun im Siedlungsgebiet der Zirzipanen (S. 195–283). Der Gründungsakt der Abtei erschließt sich aus den schriftlichen Quel-

len. Aus einer Urkunde von 1178 geht hervor, dass ein zirzipanisches Adelsgeschlecht im Bereich des slawischen Burgbezirks Dargon die Zisterze gestiftet hat. Mit der Gründung des Klosters setzt ein neuer Siedlungsschub ein, der auf der Grundlage archäologischer, namenkundlicher und schriftlicher Quellen den Ausbau der zisterziensischen Eigenwirtschaft erkennen lässt. Eine stärker deutschrechtlich geprägte Besiedlung des Klostergebietes ist nach dem Krieg zwischen Mecklenburg und Pommern–Demmin um 1230 festzustellen. Die interdisziplinäre Arbeitsweise kommt zu dem Ergebnis, dass der weitere Ausbau von Siedlungen im Umfeld des Klosters bis zum Ende des Untersuchungszeitraums nicht als völlige Neuanlage, sondern zumeist auf der Grundlage bestehender slawischer Siedlungen erfolgt ist.

Einen vierten Bereich der interdisziplinären Erforschung des zisterziensischen Siedlungsraumes stellt der Beitrag von Christine Kratzke, Rezeption und Impulse: Baugeschichte des Klosters Dargun und Architektur der Pfarrkirchen in Zirzipanien (S. 287–350) dar. Vom ersten Bau des durch Esrom ausgesandten Konvents ist nichts mehr erhalten, wohl aber ist aus dem Befund des Nachfolgebaues die bewegte Baugeschichte des romanisch-gotischen Backsteinbaus von 1209 an bis über die Reformationszeit hinaus abzulesen. Die Bearbeiterin stellt die Klosterarchitektur dar, unterstützt von zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen, wie sie überhaupt den gesamten Band auszeichnen. Im Rahmen der interdisziplinären Arbeitsweise war es ihr wichtig, als Beitrag zur Siedlungsgeschichte nicht nur das Klosterquadratum selber, sondern auch die Bauweise der von der Abtei abhängigen Pfarrkirchen und Kapellen des Klosterterritoriums zu untersuchen. Sie spricht von „Patronatskirchen“, erwähnt jedoch nicht, dass diese dem Zisterzienserklöster wegen des Strebens nach Unabhängigkeit von der Carta caritatis verboten waren. Es ist aber wohl davon auszugehen, dass das relativ spät entstandene Dargun sich nicht mehr an die strenge Befolgung der Regel gebunden sah. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass weniger die unmittelbaren Patronatskirchen als vielmehr durchaus ferner gelegene Sakralbauten eine architektonische Abhängigkeit von der Zisterze aufweisen. Vielleicht gilt hier auch, was bei anderen Klöstern des Ordens durchaus geläufig ist, nämlich dass die Zisterzienser, die in radikaler Auslegung des benediktinischen Arbeitsgebotes ihre Bauten selber errichteten, als erfahrene Baumeister gerne mit weiter entfernt

gelegenen Kirchenbauten beauftragt wurden.

Die Untersuchung besitzt geradezu Handbuchcharakter. Sie stellt einen wichtigen Beitrag für die Ausbreitung des Zisterzienserordens im östlichen Deutschland und Polen dar. Am Beispiel von Dargun wird deutlich, dass die weißen Mönche im slawischen Siedlungsraum ebenso wenig wie im Altsiedelland den Landesausbau im rechtsfreien Raum betrieben haben, sondern hier wie dort an eine bereits lange bestehende Siedlungstradition anknüpften.

Haina

Arnd Friedrich

*Prange, Wolfgang, Vikarien und Vikare in Lübeck bis zur Reformation* (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck B 40), Lübeck 2003, 201 S.

Nach dem Lübecker Zehntregister, den Protokollen des Lübecker Domkapitels und anderem wartet Wolfgang Prange nunmehr mit einer weiteren grundlegenden Arbeit zur Lübecker Kirchengeschichte auf: in seinem neuesten Werk beschäftigt er sich mit den insgesamt 207 in den Kirchen der Stadt Lübeck von 1214 bis zur Reformation 1530 errichteten Vikarien und deren Vikaren. Insbesondere im 14. Jahrhundert erlebte die Stiftung von dauerhaften Vikarien als eigenständigen Pfründen mit einer eigenen Dotation einen regelrechten Boom, der mit leichtem Rückgang bis zum Ende des 15. Jahrhunderts anhält. Am Dom selbst treten überwiegend Domherren, an anderen Kirchen Laien als Stifter hervor. Bis 1530 waren am Dom allein 67 und an der Marienkirche 66 Vikarien errichtet worden. Nach Stifterwillen hatten sich die Vikare in erster Linie um das Seelenheil der Stifter durch Lesen von Messen an ihrem Altar (Nebenaltar) zu kümmern und am Chordienst der Kirche teilzunehmen (Hauptaltar). Entsprechend seiner Aufgaben musste der Vikar Priester sein, der dem Domkapitel als oberster Aufsichtsbehörde unterstand.

Die in ihrem ersten Teil in neun Kapitel gegliederte Arbeit (S. 9–106) beschäftigt sich vertiefend mit den zahlreichen Inkorporations- und Besteuerungsstreitigkeiten mit dem Domkapitel sowie mit der 1394 vom Bischof genehmigten St. Jürgen-Bruderschaft der Vikare, einer Einrichtung mit vornehmlich geistlicher Zielsetzung. In Überblicksbeiträgen geht sie auf die Errichtung, die Besetzung, den Besitz und die Einkünfte der Vikarien sowie deren Zustand im Reformationszeitalter ein. Die Reformation nimmt den Vikarien